

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 15 (1939)  
**Heft:** 41  
  
**Artikel:** Pech am Schifflibach  
**Autor:** Hinzelmann, E. M.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-753726>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Pech am Schifflibach

Erzählt von E. M. Hinzelmann

Warum ich diese Geschichte, die eigentlich recht blamabel für mich ist, erzähle? Ich glaube, aus purer Menschenfreundlichkeit, um andere zu warnen, damit nicht auch sie ... aber die Moral kommt immer erst am Ende. — Gibt es doch hier wahrhaftig Leute, die bedauern, daß der Schifflibach im Herbst verschwinden wird, und die allen Ernstes mit der Idee umgehen, eine Initiative auszuarbeiten, damit eine Volksbefragung stattfindet, ob der Schifflibach nicht durch ganz Zürich geleitet werden könne, sozusagen als Miniatur-Konkurrenz für die Limmat. Noch vor drei Tagen hätte ich mich ihnen angeschlossen, hätte begeistert mein «Ja» in die Urne gelegt, und wäre es selbst am einzigen Sonntag gewesen, der aller Voraussicht nach einmal abstimmungsfrei geblieben wäre. Aber heute! Sie werden meine Abneigung gegen den heimtückisch verführerischen Schifflibach verstehen, wenn ich Ihnen schon jetzt verrate, daß er mich um ein Haar mein gesamtes häusliches Glück, meinen Frieden, vielleicht sogar meine Existenz und nicht zuletzt die Zuneigung meines ältesten Sohnes, der in der gleichen Fabrik wie ich arbeitet und ein braver Bub ist, gekostet hätte. Wie das kam?

Sozusagen gehöre ich mit zu den Erstellern unserer LA. Nicht etwa, daß ich einen Posten wie die Herren Meili, Hofmann oder Oetiker innehatte, aber immerhin! Ich bin Meister in der Möbelfabrik X. Da unsere Ausstellung kollektiv ist, man kann sagen, aus lauter unbekannten Soldaten unter Führung einiger bekannter Feldherren besteht, so werde ich den Namen unseres Unternehmens natürlich nicht nennen. Es ist wohl auch um meiner selbst willen besser.

Wir haben die schönen Sessel für den Tages- und Warteraum der «Veska» gestellt, und es war ganz natürlich, daß ich sie mit abliefern fuhr, schließlich waren sie unter meinen Händen und Augen entstanden, und ich mußte dafür Sorge tragen, daß sie tadellos an Ort und Stelle ankamen. Selbstverständlich sah ich mir die Ausstellung im Rohbau an, und Sie werden mir glauben, daß ich einfach begeistert war! Was wir da geleistet hatten, das ging fast über menschliche Kräfte, noch dazu unter dem von schwarzen Wolken verfinsterten politischen Himmel.

Ich war nicht allein. Das Fräulein Vreneli aus dem Blumengeschäft bei uns an der Ecke, die schicke Verkäuferin, ein Meitschi, das eines jeden Herz höher schlagen läßt, wenn sie nur ihre Blau-Augen erhebt, begleitete mich. Wir hatten sie, samt den Blumenstöcken, die auch für das Veska-Spital bestimmt waren, verabredungsgemäß im Lastwagen mitgenommen, und sie hockte nun, schmal, zierlich, die kleinen Füße in netten roten Sandalen ausgestreckt, zwischen dem Fahrer und mir. Unser Fahrer, der Karl — das ist ein grober Klotz, der geht auch an den lieblichsten Erscheinungen der Natur blind und taub vorüber, der hat überhaupt nur Interesse für Jaß, Handörgeln und Briefmarken.

Ja also: ich half die Stühle verteilen, immer ein gepolsterter zwischen schon schüsselfertig, nur hie und da wurde noch gehämmert und gemalt, und wir bewunderten einen Künstler, der auf seinem Gerüst stand und eifrig Aehren pinselfte. Er schien im Verzug zu sein, der ausgesparte freie Raum war noch recht groß, und wenn er den mit den einzelnen Aehren füllen sollte ... wir hatten große Bedenken, daß das Kornfeld am 6. Mai parat sei. — Auf dem Schifflibach wurden die Schiffe ausprobiert, und ein freundlicher Monteur lud uns ein, mitzufahren, falls wir keine Angst hätten.

«Angst!» Wir lachten Hohn, faßten uns unter (das machte sich ganz natürlich) und bestiegen das Boot. Wir saßen eng aneinander gedrückt, doch war es nicht

aus überschwänglichem Gefühl heraus, das war einfach vor Aufregung und Vergnügen darüber, hier so sanft durch die frühlinggrüne Natur und die grandiosen Hallen zu gleiten. Wir bedauerten unendlich, als wir aussteigen mußten, und auf dem Heimweg verabredeten wir, den Schifflibach noch öfters zu beleben. — So ein Verführer! Sogar noch vor der Eröffnung streckte er seine feuchten-Arme nach mir aus.

Zu Hause berichtete ich meiner Frau alles, was ich gesehen hatte und versprach ihr — wenn sie mir nicht hinterher jedes Wort, das sie geschwätzt hatten, wiederholen würde — ein Heftli für acht Besuche, damit sie an den Donnerstagen mit ihrem «Verein zur Hebung der Hirslander Stopfkunst» in der LA tagen könne. Sie fiel mir um den Hals. Sie ist dankbar, die Gute, und versorgt mich und unsere drei Buben wirklich recht. Daß sie schwatzhaft ist, daß sie die vierzig längst überschritt, daß ihre Figur etwas zu fest wurde — mein Gott, daraus kann man ihr doch keinen Vorwurf machen. Ich habe auch nicht mehr so viele Haare wie damals, als wir vor den Trau-Altar traten, auch die Zähne vermindern sich, aber das sieht keiner, im ganzen bin ich noch recht stattlich und kann mich wohl blicken lassen.

So ein Achter-Heftli kostet dreizehn Franken, und man spart die Unkosten fürs Photo. Zweiunddreißig Franken für das Abonnement ist für unsereinen etwas üppig, und dann — ich will nun die Wahrheit gestehen — es war mir lieber, ich wußte, an welchem Tag die Frau die LA unsicher macht, denn ich werde dort manches Mal zu tun haben. Man muß ja nach dem rechten schauen wegen der Sessel, und das Fräulein Vreneli muß die Blumen auswechseln; Blumen sind noch weniger dauerhaft als Möbel.

Und alles kam, wie es kommen mußte. (Ist das ein klassisches Zitat?) — Die «Veska» rief an, unsere Stühle fänden solchen Anklang beim Publikum, daß sie dauernd benützt würden, und der eine scheint schon leicht verbogen, er wackele bedenklich. Mein Chef erklärte entsetzt, das könne unmöglich der Fall sein, sie verständen wohl nichts davon. Die Sessel seien gebogen und wippen — das sei ihre Natur! Er werde aber seinen Meister schicken. — «Gehen Sie eine Stunde vor Arbeitschluß», sagte der Chef zu mir, «dann können Sie nachher gleich dort bleiben und sich in Ruhe umsehen, die Hallen schließen ja erst um sieben. Hier ist Ihr Ausweis.» Es ist ein rechter Chef, das muß ich zugeben, obwohl man doch gar nicht so gerne gute Haare an seinen Vorgesetzten läßt.

Ich telefonierte an das Blumengeschäft, sagte «hier ist die LA, die Schnittblumen in den Vasen der Veska müssen erneuert werden, schicken Sie in einer Stunde das Fräulein, das neulich alles so schön arrangierte.» Die Blumen seien doch erst vorgestern erneuert worden, meinte die Dame am Telefon recht erstaunt, wahrscheinlich habe man vergessen, das Wasser zu wechseln. Nun, sie werde das Fräulein Vreneli schicken und ihr ein Salz mitgeben, das 0,1 auf 10 dem Wasser beizumischen sei. «Schön», meinte ich und hing ein, sehr froh darüber, daß nicht ich die 0,1 zu 10 mischen müsse, ich hätte keine Ahnung gehabt, wie das Rätsel zu lösen sei.

Es klappte! Es klappte großartig. Selbstverständlich war das mit dem verbogenen Stuhl Unfug. Ich kenne doch unsere Qualitätsware! Irgendwer hatte sich den Scherz geleistet und Bananenschalen — anstatt sie in den Papierkorb zu tragen — unter einen der Füße aufgehäufelt (das Publikum ist doch manchmal recht unverständlich), so wackelte der Sessel natürlich. Eine Sache von einer Minute, nur Scharfblick braucht der Mensch! — Als ich kam, war Fräulein Vreneli schon dabei, den neuen Blumen frisches Wasser zu geben. Ob sie die 0,1 zu 10 beismische, habe ich vergessen zu fragen. Die alten, wirklich noch tadellosen Blumen sammelte sie zu einem betrieblichen Buschen — es hätte einem in der Seele leid getan, sie wegzuerfener.

Es war Dienstag, es regnete nicht mehr ganz so heftig wie bisher, ich hatte sogar gewagt, das Symbol des Herrn Chamberlain daheim zu lassen, Vreneli allerdings trug das ihre, aus rotem Gummi mit weißen Tupfen, zu den Schuhen passend, schick unter den Arm geklemmt.

«Müssen Sie sofort heim?» fragte ich, als wir das Veska-Spital verließen. Sie schüttelte den dauergewellten, lockengeschmückten Kopf. «Ich wohne allein, ich bin nicht von Zürich, ich kann kommen, wann ich mag.»

«Großartig!» rief ich aus. «Und ich kann ja schließlich hier solange zu tun haben, wie es eben sein muß ...»

Wir zwinkerten einander zu, haktten wieder unter, wir waren vergnügt, wie alle Menschen in der LA vergnügt sind.

«Jetzt geben wir erst den Schirm und die Blumen in der Garderobe ab», schlug ich als praktischer Mann vor, denn die Sonne hatte wahrhaftig den Mut gehabt, ein wenig vorzukommen. Sie meinte wahrscheinlich, gegen Abend sei das Risiko einer Ueberanstrengung nicht mehr allzu groß.

«Gemacht», sagte Fräulein Vreneli, die zu den Vernünftigen, Fügsamen ihres Geschlechtes zu gehören schien.

Wir besuchten noch — selbstverständlich getrennt — eine der zahlreichen Toiletten, deren Dächer, etwas unverständlich, zum Teil mit Schießscheiben verziert sind, aber sonst den LA-Erbauern alle Ehre machen, dann telefonierte ich an das Geschäft bei uns im Haus, man möge meiner Frau sagen, ich hätte eine größere Reparatur in der Landi, es könne spät werden. Und dann zogen wir los.

Aluminium, Keramik, Maschinen, Holz — — — es macht verdammt müde, durch die Hallen zu laufen. Wenn man die Kilometer zusammenrechnet, die man so herumspaziert, käme eine nicht unbeträchtliche Zahl heraus. Die Höhenstraße besuchten wir auch, und dann fragte ich als Kavaler das Fräulein, ob ich sie zu einem Kaffee oder sonstigem Imbiß einladen dürfe.

Vreneli nickte. Bis jetzt hatte sie immer «ja» gesagt, und wenn ich daran denke, wie glücklich der ist, der eine «jasagende» Frau erwischt, wird mir ganz heiß. Unserem Stande entsprechend kehrten wir in der Selbstbedienungs-Abteilung des großen Restaurants der Hausfrauen-Vereine ein. Böse Zungen regen sich darüber auf, daß die Blauen gerade die schönste Stelle in der ganzen Ausstellung beschlagnahmten, aber ich bin der Meinung, sie verdienen es, und außerdem werden sie wohl keine allzu kleine Pachtsumme dafür zahlen.

Fräulein Vreneli — zu ihrer Ehre sei es vermerkt — wählte das Billigste: Cervelat mit Brot und Milchkaffee. Obwohl mich die Bratwürste mit Rösti verlockend anlächelten und anröchelten, wollte ich nicht unbescheidener sein.

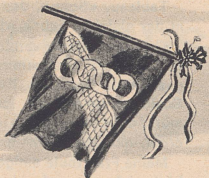
«Wissen Sie», sagte Fräulein Vreneli und kehrte die Krumen ordentlich mit den Fingern zusammen, «meine Freundinnen haben erzählt, das Allerschönste sei eine Fahrt auf dem Schifflibach, wenn es dunkel ist. Die Schiffe fahren durch alle die unbelebten Hallen und den nachtschwarzen Garten.»

Wie so ein Mädchen sich ausdrücken kann! Mein Herz tat einen Sprung, ich rückte an meiner Krawatte und war froh, daß ich zufällig heute die neue angebunden hatte. Ich verstand das Fräulein ... und seufzte: «Oh, Vreneli, es wäre mein heißester Wunsch, mit Ihnen eine solche Fahrt zu machen.»

«Es ist aber noch viel zu hell», meinte sie sachlich, und wir beschlossen, mit dem schmucken Ausstellungsschiff auf das andere Ufer überzusetzen und dort bei einem Glase Wein Bruderschaft zu trinken. Wir taten es im Walliser Haus mit Fendant. Er war sehr gut! Als wir wieder über den See fuhren, rückten wir schon nahe aneinander, und ich malte mir die Freude, die noch auf mich wartete, gründlich aus.

Jetzt war es dunkel, bunte Laternen säumten die Wege, die Ufer, die Schwebebahn; es war wie im Märchen. Die Einsteigestelle des Schifflibaches war allerdings auch beleuchtet, aber das mußte wohl so sein, damit man nicht ins Wasser fällt, und wirklich erkennen konnte einen in dem Gedränge kein Mensch. Ich hielt meinen Arm fest um das Vreneli, schließlich wurde es nun auch kühler. Hinter uns wartete bald eine neue Menschenschlange, wir standen so aneinander gedrängt, daß an Rühren oder Umschauen gar nicht zu denken war. Ich hatte nichts gegen die Enge einzuwenden. — Endlich kamen wir dran, und ich wußte es so geschickt einzu-





# Ein Gelübde

stellt die Schweizer Uhr dar,  
ein Gelübde der Genauigkeit.  
Die besten Schweizer Uhren sind  
im Uhrenpavillon der Landes-  
ausstellung zu sehen. Diese Uhren  
sind bei den guten Uhrmachern  
im ganzen Land erhältlich.



DIE GUTE SCHWEIZER-UHR  
BEIM GUTEN UHRMACHER

**Wissen Sie...** woher es kommt, dass Bier den  
Durst so gut löscht? • Es ist die natürliche Kohlen-  
säure im Bier, die prickelnd und perlend die Kehle  
hinunter rinnt, uns so wundervoll erfrischt und selbst  
mit dem grössten Durst im Augenblicke fertig wird.



**BIER**  
*Weltmeister im Durstlöschen!*

Ist Beständigkeit ein Monopol der Männer?  
« Nicht doch », antworten die Frauen. Doch ist sie bemerkenswert  
bei den Rauchern der COLONIAL Cigarette, deren Aroma und  
ausgezeichnete Qualität sie immer zu schätzen wissen.

Maryland Cigaretten  
Schweizerfabrikat

**Colonial**

65 Rp.  
20 Stk.



## Freitag nacht 23<sup>55</sup> Uhr ...

Noch heute erinnert sich Grete ihrer Verwandlung in dieser Freitag-Nacht. Fing es eigentlich damit an, daß sie Herrn Carlos Rex die Augen zuband? Sie sieht ihn noch — halb exotisch, in Turban und Frack — im grellrosa Scheinwerferlicht lächelnd auf sie zukommen — sieht, wie er ihr mit galanter Pose das Tuch überreicht — nun steht sie allein mit ihm im grellen Licht — und plötzlich klatschen die Leute, klatschen immer mehr — ja, was ist denn los? Als sie mit Fritz tanzt, sehen die Männer sie an und lächeln ihr zu. Und sie tanzt leicht und beschwingt wie nie — wie schön, zu fühlen, daß man hübsch ist — und so schlank in dem neuen Kleid. Die Schneiderin ist doch wirklich eine kluge Frau — sie hat recht — mit dem fischen Schneiderkleid zieht man einen neuen, fröhlicheren Menschen an. Dieser tadellose Sitz — ob das stimmt, daß in berühmten Ateliers die Modellkleider auf dem bloßen Körper anprobiert werden, weil sie erst so den richtigen Sitz bekommen? Aber ist denn das heute noch nötig — mit dieser ganz eng anliegenden Juvena-Wäsche, die ihr die Schneiderin empfahl: (»Und wenn Sie im Kleid ganz schlank aussehen wollen, dann tragen Sie darunter diese knapp anliegende, elastisch gestrickte Wäsche.«) Plastisch umschließt sie den Körper — und so glatt wie Sie oben im Bild sehen. Sie können sich denken, wie glatt über solcher Wäsche ein schönes Kleid fließen muß — glatter und schöner als jemals vorher! — Wie kommt es aber, daß man sich in dieser Wäsche auch länger frisch fühlt — besonders beim Tanzen oder beim Arbeiten in geheizten Räumen? Diese Wäsche läßt die Körperhaut soviel wie möglich atmen. Der Körper wird nicht mehr von der Außenluft abgeschlossen. Jetzt kann man es auch riskieren, von 10 bis 1 jede Tour zu tanzen und mitten drin einen Dauerwalzer — und setzt sich dann doch wieder frisch und strahlend an den Tisch — so, als käme man von einem Morgenspaziergang. Übrigens unterscheidet sich diese Juvena kaum von leichter Sommerwäsche. Sie ist aus weicher Wolle, trägt aber nicht im geringsten auf, sondern läßt die Figur genau so schlank erscheinen wie in der dünnsten Sommerwäsche. Bitte lassen Sie sich diese Juvena „der Figur zuliebe“ in den guten Geschäften vorlegen. Verlangen Sie Prospekt und Bezugsnachweis von Eugen Fischli, Zürich, Weinbergstr. 50C.

**Juvena**

der Figur zuliebe



richten, daß wir als hinterste Leute im Boot saßen — niemand in unserem Rücken.

Sie alle werden die Fahrt kennen. Nichts dagegen zu sagen, aber ich erlebte doch eine herbe Enttäuschung: von «völliger» Dunkelheit war gar keine Rede. Wo es nur irgend ging, hatten sie unnötigerweise Scheinwerfer in das Gebüsch eingebaut, die es magisch, aber sonnenhell erleuchteten. Auch mit der Dunkelheit in den Hallen war es halb so schlimm. . . Vreneli zierte sich deshalb. Wenn einen Bekannte bemerkten! Eingebildet! Wer kennt schon so ein Meltschi aus dem Blumenladen! Da hätte ich, Mitglied des ehrwürdigen «Kegelvereins zur Bunten Laterne», doch eher Angst haben müssen.

Nun, alles in allem war die Fahrt in dem langsam gleitenden Boot recht hübsch, ich umarmte das Vreneli und war soweit zufrieden — man muß nicht unbescheiden sein.

Wir stiegen aus, wanderten noch etwas zwischen den Beeten herum, die das Vreneli interessierten, aber dann sagte sie mit einem Male, sie sei jetzt müde, sie müsse ja auch früh heraus. Wir holten also ihren Schirm und den Strauß aus der Garderobe, und ich begleitete sie heim. Vor der Haustüre aber mußte ich Abschied nehmen, sie sei ein unbescholtenes Mädchen, und noch niemals habe ein Mann ihr Zimmer betreten, da möchte ihre Wirtin schön schauen! Sie flöge bestimmt anderntags hinaus.

Ich sagte denn resigniert «Gute Nacht», versuchte noch, ihr einen väterlichen Abschiedskuß zu geben, was nicht so recht gelang, da sie mit dem Aufschließen Schwierigkeiten hatte und ich ihr behilflich sein mußte. Mit dem Zuschließen hatte sie anscheinend keine, das ging rascher, als ich dachte. Ich trotzte heim.

Ich sage express «trotzte», denn meine beschwingte Laune vom Nachmittag war dahin. Warum, wußte ich noch nicht, erst später meinte ich, es müsse doch wohl Vorahnungen geben.

Es war noch nicht ein Uhr, also wirklich zeitig, nachdem wir während der Landi um drei Uhr Polizeistunde haben. Vorsichtig, die Stiefel in der Hand, schlich ich die Treppen hinauf — man ist ein rücksichtsvoller Mensch und weiß, was man dem Nachtschlaf der Gattin, die den ganzen Tag herumfuhrwerken muß, schuldig ist.

Der Schlüssel glitt leise ins Schloß, die Türangeln quietschten nicht — es wird immer pünktlich geölt — aber alle diese Vorsicht erwies sich binnen weniger Sekunden als unnötig, denn meine Frau stand im Korridor.

Ich kam nicht dazu, mein Erstaunen darüber zu bezeugen, sie schrie mich sofort an: «Wo kommst du her?»

«Das weißt du doch, Frauli», sagte ich voller Sanftmut. «Aus der LA, man hat es dir hoffentlich ausgerichtet. Es hat eine große Reparatur an den Stühlen gegeben,

wirklich, es ist mir richtig peinlich für unsere Firma, daß so etwas überhaupt . . .» Lassen Frauen einen jemals ausreden? Sie fiel mir ins Wort:

«Aus der Landi. Soso. Aus der Landi! Das mag ja stimmen, aber in der Veska hast du nicht gearbeitet, du — du — — —»

Nun unterbrach ich: «Was soll das heißen? Schrei nicht so!»

«Ich schreie so viel ich will!» Wenn eine Frau erst einmal in dieser Stimmung ist, kann man nur schweigen. So setzte ich mich auf den nächsten Hocker und meinte gottergeben: «Ich bin müde. Aber rede du nur weiter.» «Du Lump! Du Betrüger! Auf dem Schifflibach bist du gewesen, und ein Mädchen hast du im Arm gehabt, du Verführer, du alter Gockel, du, du . . .»

Sie mußte Atem schöpfen. Ich sah blitzartig ein, daß Leugnen wenig Zweck habe und sagte nur: «Was du alles weißt. Na, so etwas. Welche Tratschnudel hat dir das denn aufgetischt?»

«Tratschnudel! Tratschnudel!!! Mit meinen eigenen zwei Augen habe ich es gesehen! Im nächsten Boot bin ich gefahren, so auf der mittleren Bank und habe euch immer schön vor Augen gehabt. Es war wirklich hell genug, um dich nicht zu verkennen . . . Du hast dich ja großartig ganz zuhinterst in deinem Schiffli placent, du hättest dich nur einmal umwenden brauchen, dann hättest du deine Frau gesehen.

Aber umwenden — ach wo — du warst ja soo beschäftigt, das Mädchen hast du umarmt, geküßt . . .»

Ihre Haare waren zerzaust, die Tränen rannen über die allzu rundlichen Wangen, es war ein trauriger Anblick, ich durfte gar nicht an das Vreneli denken — wegen des Vergleichs, meine ich. Nun, eine Gattin ist eben etwas anderes.

«Aber Mimi», sagte ich zärtlich beschwörend. «Mimi» ist ein selten von mir gebrauchtes Kosewort, das sonst niemals seinen Zweck verfehlt — heute Abend war es vergebens.

Sie brüllte laut: «Mimi! Ich bin nicht deine Mimi! Es hat sich ausgemittelt! Verlasse das Haus! Augenblicklich! Ich will nicht länger mehr unter einem Dache mit dir Verworfenem hausen.» (Wo sie das bloß her hatte?)

«Dann geh doch du», sagte ich, äußerlich gefaßt und war mir ganz klar darüber, daß ich den ganzen Kladderatsch erst einmal beschlafen müsse. «Ich kann mir ja im Wohnzimmer aufbetten», schlug ich vor, und, beglückt von diesem erlösenden Gedanken, hatte ich auch schon den Drücker in der Hand.

«Nichts wird damit!» Sie riß mir die Türe aus der Hand. «Du wirst gar nicht schlafen! Du wirst packen und ausziehen!»

«Also Frauli, höre doch, nimm Vernunft an, brülle vor allem nicht so, du weckst die Kinder.»

«Die Kinder! Die Kinder! Auf einmal spielst du den besorgten Vater. Die Kinder! Dein Sohn hat dich auch gesehen . . .»

Tableau. «Sohn», das hieß immer der Älteste, der in der gleichen Fabrik wie ich als Geselle arbeitete.

Ehe sie es wieder verhindern konnte, hatte ich die Türe zu unserem Wohnzimmer aufgerissen, war hineingeschlüpft, hatte sie hinter mir zugeworfen und den Schlüssel umgedreht. Ich fiel völlig erschöpft und zermürbt auf das Sofa, das ich von meiner Schwiegermutter erbt, und dessen Stahlfedern nur noch Stahlspitzen sind.

Meine Frau tobte einige Zeit vor der Türe weiter, dann hörte ich sie aufschluchzen und ins Schlafzimmer schlurfen.

Gott sei Dank! — Geschlafen habe ich allerdings in dieser Nacht wirklich nicht.

Mein Kaffee stand am nächsten Morgen neben dem Brot, auch das Znüni war zurechtgemacht, ich konnte also hoffen, daß alles noch einmal glimpflich vorübergehen werde. — Mein Sohn saß am Tisch, murrte «Morgen» und schlürfte den Kaffee so laut, daß ich es ihm verwies. Er grunzte etwas, und ich meinte fast, es klang wie «Du hast es nötig», aber ich mußte mich getäuscht haben, so unehrerbietig sind meine Kinder nicht.

Wir gingen schweigsam die Straße entlang. Fünf Minuten vor dem Tore unserer Fabrik packt mich mein Sohn am Ärmel und faucht: «Vater, ich hab gewiß nichts dagegen, wenn sich ein alter Kerl auch mal einen Spaß mit einem Mädchen macht. Aber das Fräulein Vreneli — du — das Vreneli, die gehört mir!!! Die hat dich schön am Seil heruntergelassen! Und wenn du noch einmal wagst, sie anzuschauen — ich weiß nicht, was ich tue! Und wenn du noch einmal in der Fabrik telefonierst und die Veska spielt, dann melde ich's!!!!» Wir waren am Ziel.

Ich suchte meinen Hobel, der vor meinen Augen lag, ich warf den Topf mit Leim um, ich trat auf eine eben gebogene Holzstange, ich gab die unsinnigsten Befehle.

Es war zu viel. Dieser verfluchte Schifflibach! Und ich überlege nur noch, ob ich die LA-Leitung wegen Irreführung von wegen «Dunkel» und dadurch angerichtetem Familienschaden belangen soll. Denn nicht nur, daß ich noch einen tollen Kampf mit meiner Frau auszufechten habe, wie soll mein Sohn jemals wieder Respekt vor mir haben?

Wieso meine Frau aber an diesem Abend in der Ausstellung war, werde ich nun nie erfahren. Denn, wenn sie etwa nicht mehr von dem Dienstagabend spricht — ich tue es gewiß nicht. Und wenn sie davon spricht, so wird mir keine Gelegenheit zu einer Frage bleiben.

Pech muß der Mensch haben!

# Die geheime Tugend der Landesausstellung

Von Hans Honegger

Die Schweizerische Landesausstellung 1939 besitzt viele geheime Tugenden. Eigentlich entdeckt man bei jedem Besuch der Schau eine neue. Hier aber sei nur die Rede von einer einzigen solchen geheimen Tugend, und dabei ist sie noch sonderbar verneinend. Es ist — die Enthaltsamkeit.

Enthaltsamkeit ist das Nichtsein von etwas, das sein könnte. Hier ist gemeint, die Abwesenheit von Ueberflüssigem, von Störendem, von allen den Dingen, die sich gerne in eine Ausstellung hineinschmuggeln möchten, und die doch nicht eigentlich hineingehören.

Die Ausstellungsleitung kennt ihr Sondereverdienst ganz genau, besser als die meisten Besucher. Sie redet auch immer wieder davon; aber sie redet leider mit einem Fremdwort und deshalb wird sie nur von wenigen ganz richtig verstanden. Sie spricht etwa vom «thematischen Grundgedanken» der Ausstellung. Das ist für gelehrte Zwecke recht und gut, etwa für eine Doktorarbeit über «Die Leitgedanken von Ausstellungen». — In eine etwas allgemeinverständliche Sprache übersetzt, besagt das etwa: bei der Schweizer Landesausstellung mußten die einzelnen Aussteller ihre Sonderwünsche weitgehend dem allgemeinen Ausstellungsgedanken unterordnen, und der fordert eine seltene «Ausstellungszucht», eine Darbietung von möglichst wenigen, aber von besonders hochwertigen und für die Schweizerische Gütererzeugung besonders kennzeichnenden Gegen-

ständen. — Die Schweizerischen Gewerbetreibenden, Händler und Erzeuger von allerlei Gütern hätten am liebsten, jeder für sich, eine Art «Blickfangausstellungspolitik» betrieben. Allen brannte es sozusagen unter den Fingernägeln, möglichst auffällige Schaudarbietungen zu geben, tunlichst mit viel Bild-, Schrift- und Lichtreklame, wenn möglich gar mit Lautsprechern oder Ausrufern usw. — Man stelle sich nun vor, was geschehen wäre, wenn man allen diesen Wünschen freien Lauf gelassen hätte. Dann wäre die Landesausstellung der reinsten orientalische Bazar geworden.

Der «thematische Gedanke» schob dem allem einen mächtigen Riegel vor, und so wurde die Ausstellung das, was sie geworden ist, nämlich eine wohlgeordnete, wohl abgemessene, wohlverteilte Schau der wichtigsten wirtschaftlichen und sonstigen Landeserzeugnisse der heutigen Schweiz.

Das Zauberwort heißt: freiwillige Zucht. Ein deutscher Ausstellungsbesucher schrieb jüngst in einem offenen Brief über die Ausstellung in einer Schweizerzeitung, was ihn am meisten beeindruckte, sei die vortreffliche Zucht und Ordnung in allem, ohne daß man doch in der Schweiz immer, wie in Deutschland, von der besonderen Ordnungsfähigkeit (dem «Organisationstalent») rede.

Buchstäblich gerät man in keinem der Ausstellungs-

räume — vom «Höhenweg» ganz abgesehen — auf den Gedanken, eigentlich sollte man etwas kaufen; dieses zugleich prickelnde und bängliche Gefühl, das einen in Kaufhäusern und Messen überkommt, man werde mit allen möglichen ausgeklügelten, durchtriebenen Reizmitteln in eine «Kaufstimmung» versetzt, fehlt hier ganz.

Man kommt wirklich kaum aus dem Staunen heraus über die geschäftliche «Enthaltsamkeit» der Aussteller auf dieser Schau. Sie grenzt schon beinahe ans Märchenhafte. — Wenn man durch die Ausstellungshallen geht, könnte man meinen, wir lebten in einer Zeit seltener wirtschaftlicher Hochblüte, in einer Zeit, wo «die Geschäfte» nur so «von selbst» gehen, wo man sich gar nicht weiter um die «Kunden» zu bemühen braucht. — Und dabei sieht die Wirklichkeit doch so ganz anders aus! Die meisten der «Aussteller» brennen geradezu auf «Geschäfte»; manche fragen sich mit Bangen, ob sie auch nur die Spesen ihres «Fensters» oder «Standes» oder «Pavillons» herauszuschlagen.

Wenn man diese Tugend der Enthaltsamkeit, der bescheidenen geschäftlichen Zurückhaltung, der Selbstbeschränkung der meisten Aussteller an der Schau in Zürich nicht laut preisen und loben wollte, so müßte man ein wahrhaft schlechter Mensch sein. Diese Tugend ist vielmehr der eigentliche Grund, weshalb man die Ausstellung so beschwingten Fußes, seelisch so unbeschwert, ja richtig innerlich befreit, durchschreitet.